

Detlef Siegfried

Demokratie und Alltag

Neuere Literatur zur Politisierung des Privaten in der Bundesrepublik Deutschland

David Monod, *Settling Scores. German Music, Denazification, and the Americans, 1945–1953*, The University of North Carolina Press, Chapel Hill/London 2005, 325 S., geb., \$ 45.

Dagmar Herzog, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Siedler Verlag, München 2005, 431 S., geb., € 24,90.

Bernd Weisbrod (Hrsg.), *Die Politik der Öffentlichkeit – Die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik*, Wallstein Verlag, Göttingen 2003, 283 S., geb., € 30.

Michael Schmidtke, *Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und den USA (Historische Studien, Bd. 34)*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2003, 314 S., brosch., € 34,90.

Andreas Kühn, *Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2005, 358 S., brosch., € 39,90.

Werner Faulstich (Hrsg.), *Die Kultur der 70er Jahre*, Wilhelm Fink Verlag, München 2004, 274 S., brosch., € 39,90.

Dass die Bundesrepublik Deutschland eines Tages als »geglückte Demokratie« zu bezeichnen wäre, hätten viele Zeitgenossen die meiste Zeit ihres Bestehens über wohl skeptisch gesehen, wenn nicht bezweifelt.¹ Dies hatte auch damit zu tun, dass sich das Verständnis dessen, was mit »Demokratie« gemeint sein könnte, wandelte. In den ersten Nachkriegsjahren konnte eine Demokratisierung der Deutschen angesichts ihres erheblichen Misstrauens gegenüber dem parlamentarischen System nicht viel mehr als eine Hoffnung sein. Erst seit dem letzten Drittel der 50er Jahre stellte sich mit der Stabilisierung der politischen Ordnung, sozialer Sicherheit und wirtschaftlichem Aufschwung mehr Gelassenheit ein, die dem Staatswesen allmählich auch außerökonomisch einen Legitimitätszuwachs bescherte. Sichtbar wurde die Neigung zur Toleranz nicht nur in der politischen Sphäre, sondern auch in der Bereitschaft, die Verbindlichkeit lange bestehender oder neu etablierter Normen wie etwa das Ideal der Hausfrauenehe oder autoritäre Erziehungsziele zu relativieren. Allerdings waren Tempo und Ausmaß von Demokratisierung, »Liberalisierung« und »Westernisierung« mehr als umstritten.² Daher rührte häufig die Skepsis, die Kritiker

1 Edgar Wolfrum, *Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2006.

2 Vgl. die Einleitung der Herausgeber in: *Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Tepe* (Hrsg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*, Paderborn etc. 2003; *Ulrich Herbert*, *Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik*

im Hinblick auf die kulturelle Wandlungsbereitschaft und Demokratiefähigkeit der Bundesbürger hegten.³ Eingebunden in einen internationalen Aufschwung sozialistischer Zielvorstellungen und revolutionärer Bewegungen, radikalisierten vor allem junge Intellektuelle seit den späten 60er Jahren diese Kritik in zum Teil erziehungsdiktatorischer Richtung. Erst in den 80er Jahren wurde deutlicher sichtbar, dass gerade die durch die dynamischen Wandlungsprozesse der vorangegangenen Dekaden ausgelösten Konflikte die stärksten Indikatoren für eine Demokratisierung der Gesellschaft waren, an der immer mehr Menschen teilnahmen. Nicht nur auf der politischen Ebene, wo partizipatorische Elemente das System der repräsentativen Demokratie modifizierten, ist die wachsende Teilhabe zu beobachten. Die in kommunaler Bürgerbeteiligung und Bürgerinitiativen sichtbare »Politisierung des Alltags«⁴ erstreckte sich auch auf das Privatleben, denn als Konsumenten, Touristen oder Mediennutzer gestalteten die Bundesbürger ihre Lebensverhältnisse aktiv mit.

Die Frage, wie Aspekte der privaten Lebensführung die Demokratisierung der westdeutschen Gesellschaft beeinflussten, war in den vergangenen Jahren explizit oder implizit Gegenstand mancher Forschungsprojekte. Einige von ihnen sollen hier vorgestellt werden. Sie beschäftigen sich aus zumeist kulturgeschichtlicher Perspektive mit dem Wandel privater Vorlieben, Praktiken und Lebenswelten zwischen dem Kriegsende und den 70er Jahren und interessieren sich für ihre politischen Implikationen. Viele reflektieren die Politisierung des Privaten unter demokratischen Auspizien vor dem Hintergrund der NS-Diktatur, die Kindererziehung, Musikgeschmack oder sexuelle Neigung unter rassistischem Vorzeichen in eine politische Perspektive gezwungen hatte. Wie die Idealisierung des privaten Glücks in den 50er Jahren zeigt, wurde eine erneute Politisierung des Privaten häufig als problematischer Rekurs auf nationalsozialistische Praktiken gedeutet und bekämpft. Gleichzeitig waren kulturelle Vorlieben und Alltagsverhältnisse von Beginn an Felder, auf denen auch die politische Kontur des westdeutschen Staatswesens verhandelt wurde.⁵

I. UNBESIEGT UND REHABILITIERT. REKONSTRUKTIONEN DEUTSCHER »KULTUR« IN DER NACHKRIEGSZEIT

Während die »Amerikanisierung« der Populärkultur mittlerweile genauer erforscht ist, widmet sich der kanadische Historiker David Monod der Frage, wie weit die Deutschen bereit waren, sich auf dem Gebiet der klassischen Musik modernen Einflüssen zu öffnen.⁶ Damit gerät ein Kernbereich deutscher »Kultur« in den Blick, der in besonderem Maße

in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: *ders.* (Hrsg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, S. 7–49; *Anselm Doering-Manteuffel*, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999.

3 Vgl. exemplarisch *Ralf Dahrendorf*, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1965; *Karl Jaspers*, *Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen*, München 1966.

4 *Hans-Eckehard Bahr* (Hrsg.), *Politisierung des Alltags. Gesellschaftliche Bedingungen des Friedens*, Darmstadt/Neuwied 1972. Zum überaus einflussreichen Konzept des »Alltags« als zwischen Privatleben und Politik changierender Sphäre vgl. aus der frühen Literatur auch *Frank Böckelmann*, *Befreiung des Alltags. Modelle eines Zusammenlebens ohne Leistungsdruck, Frustration und Angst*, München 1970.

5 Zur Konzeptionalisierung einer kulturhistorisch reflektierten Politikgeschichte vgl. jetzt *Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt* (Hrsg.), *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*, Frankfurt/Main 2005.

6 *David Monod*, *Settling Scores. German Music, Denazification, and the Americans, 1945–1953*, Chapel Hill/London 2005.

ationale Überlegenheitsgefühle auslöste. Denn Einfluss und Reputation deutscher Komponisten, Dirigenten und Musiker im internationalen Musikleben waren enorm. Zwar waren jüdische und moderne Künstler aus dem Kulturleben des »Dritten Reiches« verdrängt worden, doch dies änderte nichts daran, dass die Deutschen dieses Gebiet als urdeutsches Terrain betrachteten, das umso mehr Bestand hatte, als alles andere in Scherben zerfiel. Monods gründlich recherchierte und ganz auf der Höhe der Forschung argumentierende Untersuchung konzentriert sich auf die Frage, wie US-Militärs und -Musikexperten zwischen 1945 und 1953 versuchten, die deutsche Bevölkerung zu einer Öffnung gegenüber der internationalen klassischen Musik zu bewegen, um so ihre Demokratisierung voranzutreiben. Weil die NS-Machthaber Wert darauf gelegt hatten, klassische Musik auch personalpolitisch nach nationalistischen und rassistischen Kriterien zurechtzustutzen, war die Aufgabe der *Reorientation* mit einer handfesten Entnazifizierung verbunden. Sie richtete sich gegen Komponisten und Dirigenten, die mit dem NS-Staat allzu willfährig kooperiert hatten. Eine demokratische Musikkultur war, so meinten die Amerikaner, mit derart diskreditierten Repräsentanten nicht aufzubauen. Gleichzeitig sollte das deutsche Vorurteil von der Oberflächlichkeit amerikanischer Kultur widerlegt werden. Aus diesem Grunde widmete sich die Besatzungsmacht nicht der ohnehin auf kommerziellen Wegen distribuierten populären, sondern der klassischen Musik.

Die mit der Demokratisierung des Musiklebens befassten Stellen teilten sich die Arbeit: Während die *Intelligence Branch* die repressive Aufgabe der Entnazifizierung übernahm, widmete sich die *Music Branch* der positiven Aufgabe, ein tolerantes und multiperspektivisches Musikleben aufzubauen. Dabei vertraten die *Intelligence*-Offiziere »revolutionäre« Zielsetzungen, die auf einen sozialen und kulturellen Wandel der deutschen Gesellschaft hinausliefen. Diese Besonderheit arbeitet Monod am Verhältnis zu den anderen Besatzungsmächten heraus, die bekannte Komponisten, Dirigenten und Musiker viel nachsichtiger behandelten – aber auch im Vergleich zu Österreich, wo die Amerikaner weniger grundsätzlich agierten, weil sie das Land auch als Opfer Deutschlands betrachteten. Die Musikoffiziere wollten Musik als internationale Sprache etablieren, die die nationalistische Verengung überwinden könnte. Monod kommt zu dem Ergebnis, dass ein grundlegender Wandel der Einstellungen zur musikalischen Hochkultur nicht erreicht wurde und insofern die Bemühungen der Musikoffiziere nur begrenzt erfolgreich waren. Allerdings gelangen einige strukturelle Veränderungen, die das deutsche Musikleben grundsätzlich auf eine neue Basis stellten. Zwar konnten keineswegs alle NS-belasteten Künstler auf die Dauer ferngehalten werden, wie beispielsweise Wilhelm Furtwängler, Carl Orff oder der Nachwuchsstar Herbert von Karajan. Aber es kamen unter den Fittichen der Besatzungsmacht junge und ausländische Talente zum Zuge, die weniger stromlinienförmig waren und das Musikleben pluralisierten und internationalisierten. Auch wurden die Entscheidungen über die Besetzung wichtiger Positionen dem alleinigen Zugriff des Staates entzogen und ein System der *checks and balances* installiert, das vielen Beteiligten die Mitwirkung ermöglichte. Insgesamt wurde den maßgeblichen Akteuren auf diesem Gebiet ebenso wie der Bevölkerung verdeutlicht, dass auch an diesem scheinbar so unberührbaren Nukleus deutscher Kultur ein Umdenken erforderlich war.

Ihre entscheidende Niederlage erlitt die revolutionäre Linie des grundlegenden soziokulturellen Wandels, als die Entnazifizierungspolitik auf deutsche Spruchkammern übergang und im Laufe des Jahres 1947 viele der zuvor von einflussreichen Positionen ferngehaltenen Protagonisten wieder administrative Leitpositionen oder das Dirigentenpult erklommen. Ihr Triumph wurde als Niederlage der Besatzungsmacht betrachtet, die auch die Erziehungsaufgabe der Musikoffiziere berührte. Sie verloren an Einfluss, weil der Entnazifizierungsdruck nachließ. Auf dem Weg »from conquerer to impressario« (S. 167) konnten sie kaum noch direkt in die Politik der Spielstätten eingreifen, sondern beschränkten sich darauf, dem deutschen Publikum amerikanische Künstler zugänglich zu machen.

Aber auch diese Aufgabe stieß schnell an Grenzen, weil die Militärregierung unter Lucius Clay die kulturelle Umorientierung den Deutschen selbst überlassen wollte und daher die Arbeit der *Music Branch* torpedierte, vor allem aber, weil die Währungsreform einen kulturellen Rückschlag auslöste. Der zuvor äußerst lebhaft besuchte Musikveranstaltungen ging schlagartig zurück, was insbesondere bei den großen Musiktheatern den Druck enorm erhöhte, die traditionalistischen Vorlieben des Publikums zu bedienen. Künftig wurde moderne Musik hauptsächlich von kleinen Spezialistenvereinigungen geboten, subventioniert oftmals von amerikanischer Seite, aber auch von öffentlicher Hand. Dass die Minderheitenpräferenzen auch nach dem Rückzug der Amerikaner weiterhin staatlich unterstützt wurden, ist einer der handfesten Effekte amerikanischer Kulturpolitik, aber die Bemühung, über moderne Musik die Enttraditionalisierung der Deutschen zu bewirken, erwies sich als Fehlschlag. Verlierer dieses Kulturkampfes waren gemäßigte Modernisten wie Hindemith oder Strawinsky, die im traditionalistischen Roll-back ins Abseits gerieten und gleichzeitig von der Avantgarde als nicht radikal genug betrachtet wurden.

Angesichts des weitgehenden Scheiterns der amerikanischen Bemühungen, über moderne E-Musik die Deutschen zu demokratisieren, schält sich noch einmal der Kontrast zum kommerziellen Sektor deutlicher heraus. Denn es war dieses Terrain – Jazz und andere kommerziell vermittelte Stile, teils mit Anschlussstellen zum Populären –, auf dem die Internationalisierungswirkung moderner, westlicher Musik auf das deutsche Kulturleben voll zum Tragen kam. Das ist nicht das Thema des Buches, aber es wirft ein Licht auf die veränderten Problemlagen der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Während, wie Monod überzeugend zeigt, eine Mischung aus Strukturveränderungen, kulturpolitischer Intervention von oben und Beteiligung vieler Akteure im klassischen Sektor erfolgreich war, etablierte sich der Jazz als Präferenz junger Intellektueller nicht durch Dirigismus, sondern durch aktive, selbstbestimmte Aufnahme und Verarbeitung der Akteure. Die US-Verantwortlichen gingen mit enormer Verve an ihre Arbeit, weil ihr Feld ihnen so zentral für die Demokratisierung der Deutschen erschien. Immerhin war Musik »the ONLY field wherein they have not lost face«, wie der Musikoffizier Carlos Moseley betonte (S. 208). Doch das Überlegenheitsgefühl sollte nicht auf dem strategisch gewählten Gebiet der klassischen Musik erodieren, wo es sich noch lange hielt, sondern vor allem im populären Sektor, der aus diesem Grunde auch in Deutschland mit besonderer Energie bekämpft wurde.⁷ David Monods vorzügliche Studie rekonstruiert erstmals detailliert für das im deutschen Selbstverständnis zentrale Gebiet der musikalischen Hochkultur Strategien, Konzepte und Umsetzungsbemühungen der USA. Aus der Verbindung von diskursgeschichtlichen Methoden, Rekonstruktion der historischen Verläufe und einem genauen Blick auf die Handlungen der Akteure entsteht ein vielschichtiges Bild, das an einem kleinen, aber feinen Gegenstand die Möglichkeiten und Grenzen der soziokulturellen *Reorientation* in der Nachkriegszeit zeigt. Die Frage, inwieweit Musik tatsächlich das Wertesystem einer Gesellschaft verändern kann, oder ob es sich dabei nicht doch nur um »wishful thinking« (S. 239) handelte, beantwortet David Monod ambivalent: Von der Überzeugung ihrer kulturellen Überlegenheit waren die Deutschen nicht so schnell abzubringen, aber Stars wie Leonard Bernstein verschafften ihnen immerhin eine Ahnung von der Leistungsfähigkeit amerikanischer Kultur auf diesem Terrain. Wie grundlegend Monods Frage ist, sollte sich im weiteren Verlauf der Geschichte immer wieder zeigen, wenn im Streit um Jazz, deutschen Schlager, Rock'n'Roll, kommerzielle »Volksmusik« oder rechtsradikale Bands mehr als nur Geschmacksfragen verhandelt wurden, sondern das Selbstbild der deutschen Gesellschaft.

Wie dies auf einem anderen Gebiet vonstatten ging, hat Dagmar Herzog mit ihrer überaus anregenden – und deshalb zum Teil kontrovers diskutierten – Studie zur Sexualität in

⁷ Michael H. Kater, *Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus*, Köln 1995; Uta G. Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics And American Culture in a Divided Germany*, Berkeley etc. 2000.

Deutschland gezeigt, und damit eine neue Perspektive auf die deutsche Zeitgeschichte insgesamt gewonnen.⁸ Angelpunkt der Darstellung ist die provokante These, die »sexuelle Revolution« der »68er-Generation« beruhte auf der politisch induzierten Fehlwahrnehmung, der Nationalsozialismus habe die sexuellen Bedürfnisse der Deutschen ausschließlich unterdrückt. Gestützt u. a. auf die Theorien Wilhelm Reichs sei man davon ausgegangen, dass »Faschismus« auf sexuelle Repression zurückzuführen, und im Umkehrschluss sexuelle Liberalisierung als antifaschistische Strategie und Voraussetzung gesellschaftlichen Fortschritts zu betrachten sei. Ausgehend von dieser These nimmt Herzog das ganze 20. Jahrhundert in den Blick, schwerpunktmäßig die Zeit zwischen den 30er und den 70er Jahren. Zum Befund einer Fehlwahrnehmung kommt die New Yorker Historikerin bei ihrer Untersuchung der Sexualitätsdiskurse und -praktiken im »Dritten Reich«. Herzog behauptet nicht, es habe dort keine konservative Sexualpolitik gegeben, sondern sie entdeckt neben diesen Zügen auch andere, libertäre Elemente. Unter dem Vorzeichen rassistischer Bevölkerungspolitik wurde die Fortpflanzung unerwünschter Bevölkerungsgruppen behindert und »unwertes Leben« vernichtet, die Vermehrung »arischer« Bevölkerung aber mit allen Mitteln gefördert. Dem diente nicht nur ein Verbot von Verhütungsmitteln oder der Abtreibung, sondern auch die Förderung von Ehe und Mutterschaft. Gleichzeitig, so Herzog, wurden Jugendliche zu vorehelichem Geschlechtsverkehr ermuntert, was die NS-Massenorganisationen wie HJ, BDM und Reichsarbeitsdienst auch praktisch ermöglichten. Kriegsfolgen wie Tod, Migration und materielle Not bewirkten, dass für große Menschenmassen zwischen einem Ideal ehelicher Sexualität und der Alltagswirklichkeit auch nach dem Ende der »Dritten Reiches« noch eine weite Kluft lag. In den ersten Nachkriegsjahren wurden Abweichungen von diesem Ideal – außereheliche Sexualität, uneheliche Kinder etc. – als faktische Gegebenheiten akzeptiert.

Herzogs herausragendes Verdienst besteht darin, gezeigt zu haben, wie sich Erinnerung binnen weniger Jahre so sehr verschieben konnte, dass zuvor noch im Bewusstsein allgegenwärtige Sachverhalte nahezu vollständig ausgeblendet wurden. Dass der Nationalsozialismus auch promiskuitive Seiten hatte, dass Liebe und Sexualität auch außerhalb der Ehe legitimiert wurde (sofern es sich nicht um Homosexualität handelte) – dies alles wurde in der konservativen Wende seit den frühen 50er Jahren derart gründlich verschüttet, dass Nachwachsende sich schon wenige Jahre später nicht vorzustellen vermochten, es könnte jemals anders gewesen sein. Gemeinsam war diesen Diskussionen und Praktiken der Versuch, mit der NS-Vergangenheit ins Reine zu kommen. Eine entscheidende Rolle beim konservativen *Roll-back* spielten die Kirchen, die über dieses Thema die Oberhoheit im moralischen Diskurs zurückerlangten. Vor dem Hintergrund eines noch sehr wachen Bewusstseins von den promiskuitiven Seiten des Nationalsozialismus kommunizierten sie die Forderung nach ehelich restringierter Sexualität als Bewältigung der NS-Vergangenheit mit antitotalitärer Stoßrichtung. De facto, so sieht es Herzog, sollte sie nicht nur ihre moralische Hegemonie wiederherstellen, sondern auch die Kumpanei der Kirchen mit dem Nationalsozialismus vergessen machen.

»Hauptschauplätze der Vergangenheitsbewältigung« (S. 129) waren Sexual- und Familienbeziehungen nicht nur im moralischen Diskurs der 50er Jahre, sondern auch in der Studentenbewegung, deren Versuche, sich aus den normativen Beengungen zu befreien, die Autorin mit kritischer Sympathie analysiert. Der mit der (vom Autor gewählten) Selbststilisierung als Juden der Gegenwart steht Herzog befremdet gegenüber. Doch sie sieht derartige rhetorische Bemühungen auch als notwendige Versuche, »sich von der abstoßenden und weithin nicht durchschauenden, falschen Sauberkeit einer Zeit zu befreien, die in Wahrheit vergiftet war« (S. 171). Das ist treffend akzentuiert. Die Studentenbewegung versuchte als Kind ihrer Zeit, das schon mit reformerischen Initiativen groß gewor-

⁸ Dagmar Herzog, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 2005.

den war – Herzog hebt den Juristen Herbert Jäger hervor, aber auch den Beitrag Theodor W. Adornos –, mit dem Schub einer internationalen Protestbewegung, der Medien und der Popkultur im Rücken, die Grenzen ihrer Zeit zu überwinden. Dass diese Versuche häufig in theoretischen und praktischen Sackgassen endeten, ist bekannt. Doch ändert dies nichts daran, dass ihre Initiativen erheblich dazu beitrugen, vielen Menschen einen unbeschwerteren Genuss von Liebe und Sexualität zu ermöglichen.

Ein Seitenblick auf die DDR lässt die Besonderheiten gegenüber der Bundesrepublik hervortreten. Ohne eine herausgehobene Machtposition exkulpationsbedürftiger Kirchen waren die gesellschaftlichen Normen weniger restriktiv als im Westen, zumal in der SED sexualpolitischer Konservatismus in bevölkerungspolitischen Erwägungen und der kulturlibertären Tradition des Weimarer Kommunismus ein gewisses Gegengewicht hatte. Dass vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr in der DDR auf breitere Akzeptanz stieß, Ehen weniger stark auf die Ewigkeit ausgerichtet waren, interpretiert Herzog zu Recht auch als Folge der hohen Frauenerwerbstätigkeit, die eine Gleichstellung der Geschlechter auch in Ehe und Sexualität beförderte. Ob es eine gute Idee war, über diesen Exkurs hinaus die Darstellung bis in die Gegenwart zu ziehen, mag man bezweifeln. Für die Zeit seit den 80er Jahren wird sie cursorisch und vage – man merkt, dass es hier noch an substanzialer Forschung fehlt.

Wenn die Frage nach der »Politisierung der Lust« bearbeitet werden soll, sind diskursgeschichtliche Methoden unumgänglich. Wie viele jüngere amerikanische Historiker weiß Herzog dieses Instrumentarium virtuos zu handhaben. Darüber hinaus werden aber auch rechtliche Normen, wirtschaftliche Aspekte und nicht zuletzt die Praktiken der Akteure einbezogen, sodass hier alles andere als eine wolkige Diskursgeschichte geboten wird. Gerade aus der Verbindung der vielen Ebenen, die bei der Frage nach der Rolle der Sexualität in der deutschen Geschichte mitspielen, entsteht ein differenziertes Bild. Dagmar Herzogs Arbeit ist ein Eckstein im Mosaik der neueren Forschungen zur Sozial- und Kulturgeschichte der Bundesrepublik, die sichtbar machen, wie sich eine gewandelte deutsche Gesellschaft über die kontroverse Thematisierung der scheinbar privatesten Angelegenheiten vom Nationalsozialismus löste und neue Konturen gewann.

II. KRITISCHE ÖFFENTLICHKEIT UND PROTEST ALS FAKTOREN DEMOKRATISCHER TEILHABE

Antworten auf die Frage, wie im »Nachkrieg« eine demokratische Gesellschaft entstehen konnte, sind in den vergangenen Jahren besonders abseits der traditionellen Institutionen- und Politikgeschichte gesucht worden.⁹ Wie Legitimität aus der Veränderung der privaten Lebensverhältnisse entstand oder – um einen Slogan der Frauenbewegung zu zitieren – aus dem »Privaten« etwas »Politisches« wurde, gehört zu den interessantesten Fragestellungen der gegenwärtigen Zeitgeschichtsforschung. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Entstehung einer demokratischen Öffentlichkeit, die die Durchmischung dieser beiden Sphären vermittelte. Dabei galt die Öffentlichkeit noch bis weit in die 60er Jahre hinein als »vermächterter« Raum, in dem die Verquickung staatlicher und wirtschaftlicher Interessen eine freie Diskussion freier Bürger nicht zuließ – so jedenfalls Jürgen Habermas in seiner einflussreichen, 1962 veröffentlichten Habilitationsschrift zum Strukturwandel der Öffentlichkeit. Dass Habermas im Rückblick selbstkritisch urteilte, er habe seinerzeit die »Resistenzfähigkeit« und das »kritische Potential« eines Massenpublikums »zu pessimistisch« beurteilt, ist Grund genug, noch einmal genauer zu untersuchen, wo und auf wel-

⁹ Mit besonderem Akzent auf die langandauernden Vergangenheitsbindungen Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001.

che Weise sich dieses kritische Potenzial bemerkbar machte.¹⁰ Dies unternimmt ein von Bernd Weisbrod herausgegebener Sammelband, der danach fragt, wie durch Medialisierung eine politische Öffentlichkeit entstand und zeitspezifisch geformt wurde.¹¹ Mit Blick insbesondere auf die Presse und das »Dispositiv« (Knut Hickethier) des neuen Leitmediums Fernsehen leuchten zehn Autoren bis in die 70er Jahre hinein in fünf Zugriffen Aspekte einer »politischen Medialisierung« aus: die allmähliche Personalisierung und Emotionalisierung der Wahlkämpfe, den Stellenwert visueller Elemente bei der Entstehung einer politisierten Öffentlichkeit, die allmähliche Wiedergewinnung der Kontrollfunktion der Medien durch Skandalisierung, die Politisierung des Privaten und die Bedeutung per se unpolitischer Objekte für die Entstehung politisch kodierter Kommunikationsmuster. Auf durchweg hohem Niveau werden hier Teilaspekte eines Strukturwandels diskutiert, der am Ende das Gegenteil dessen bewirkte, was Habermas befürchtet hatte. Wenn Franz Josef Strauß zum Kandidatendisput im Fernsehen noch bis in die 80er Jahre hinein aktenbewehrt erschien, dann wird darin schlaglichtartig sichtbar, wie Thomas Mergel ausführlich herausarbeitet¹², dass bei der Übernahme »amerikanischer« Elemente der Wahlkampfführung doch das nationalspezifische Postulat eines »sachorientierten« Wahlkampfes erhalten blieb.¹³ Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die Vermarktung Willy Brandts als »deutscher Kennedy«, wie Daniela Münkel zeigt, noch in den frühen 60er Jahren kaum die erhoffte Wirkung zeigte.¹⁴ Am Beispiel der Pressefotografie demonstriert Habbo Knoch, wie schon in den 50er Jahren durch ästhetisch ambitionierte, großformatige Aufnahmen von sozialer Not und politischer Gewalt ein »visuelles Reservoir« (S. 122) entstand, das den Aufmerksamkeitswert globaler Auseinandersetzungen erhöhte und damit die Konflikte um 1968 präformierte.¹⁵ Besonders aufschlussreich für die Frage nach der Politisierung des Privaten sind die Beiträge, die sich mit scheinbar unpolitischen Aspekten auseinandersetzen – zum Teil wurden sie gezielt aufgegriffen, um die Markenbindung nicht nur an Presserzeugnisse zu erhöhen (Karl Christian Führer, Rainer Gries). An drei Beispielen wird die zunehmende gesellschaftliche Kommunikation von Aspekten des privaten Lebens besonders deutlich. Anhand der Debatte über ledige Mütter zeigt Sybille Buske, wie Fragen der Ehe und Sexualität zu einem zentralen Feld der Auseinandersetzung um das Selbstbild der westdeutschen Gesellschaft wurden, und wie Medien erheblich dazu beitrugen, die Benachteiligung und Ausgrenzung von Müttern unehelicher Kinder zu korrigieren.¹⁶ Ausführlich untersucht Willibald Steinmetz die Politisierung des Privaten am Beispiel des Contergan-Skandals, der in diesem Band gewissermaßen als »unpolitisches« Pendant zum politischen Skandal (bearbeitet von Frank Bösch) figuriert und die Demokratisierungswirkungen des veröffentlichten Konflikts auf einem Gebiet zeigt, das bis dahin dem Fachdiskurs von Experten vorbehalten war. Durchstoßen wurde die Grenze zur außerfachlichen Welt durch einen Arzt, der 1961 darauf aufmerksam machte, dass die Mütter der auf-

10 Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt/Main 1996, S. 30.

11 Bernd Weisbrod (Hrsg.), Die Politik der Öffentlichkeit – Die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2003.

12 Thomas Mergel, Der mediale Stil der »Sachlichkeit«. Die gebremste Amerikanisierung des Wahlkampfes in der alten Bundesrepublik, in: ebd., S. 29–53.

13 Vgl. zu diesem Topos Willibald Steinmetz, Anbetung und Dämonisierung des »Sachzwangs«. Zur Archäologie einer deutschen Redefigur, in: Michael Jeismann (Hrsg.), Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt/Main 1995, S. 293–333.

14 Daniela Münkel, Politiker-Image und Wahlkampf. Das Beispiel Willy Brandt: Vom deutschen Kennedy zum deutschen Helden, in: Weisbrod (Hrsg.), Politik, S. 55–76.

15 Habbo Knoch, Bewegende Momente. Dokumentarfotografie und die Politisierung der westdeutschen Öffentlichkeit vor 1968, in: ebd., S. 97–122.

16 Sybille Buske, Die Veröffentlichung des Privaten. Die mediale Konstruktion der ledigen Mutter in den sechziger und siebziger Jahren, in: ebd., S. 177–194.

fällig vielen mit verkürzten Gliedmaßen geborenen Kinder während der Schwangerschaft das Schlaf- und Beruhigungsmittel Contergan genommen hatten. In seinem exzellenten Aufsatz rekonstruiert Steinmetz im Detail, wie Ärzte und Pharmazeuten auf diesen öffentlichen Vorstoß häufig ablehnend reagierten, die betroffene Firma hinhaltend taktierte, die Politik sich der Verantwortung entzog und auch die Presse erst allmählich reagierte, dann aber erheblichen Druck erzeugte und insbesondere die Betroffenen zu Wort kommen ließ. Dass dabei die vielgeschmähte Bild-Zeitung eine bedeutende Rolle spielte, mag sich aus der Logik des Boulevardkonzepts erklären, irritiert aber dennoch Vorerwartungen auf das Erfreulichste. In der sich lange hinziehenden Contergan-Debatte wurden grundlegende Fragen aufgeworfen, die von der Gesundheitspolitik über die Kontrolle von Experten und Politikern bis hin zur Eugenik reichten. Weil die vier- bis fünftausend betroffenen Kinder im Heranwachsen alle Stadien der Erziehung durchliefen, erfasste die Diskussion um den Alltag von und mit Behinderten zahlreiche Institutionen. Steinmetz' berechtigte Vermutung, dass diese »ungeplante, kumulative«, zum Teil ungewollte Form der Politisierung eine »häufig vorkommende Variante von Politisierungsprozessen« (S. 198) gewesen sein könnte, sollte dazu ermuntern, die auf den ersten Blick unpolitischen Felder zukünftig noch genauer in den Blick zu nehmen. Denn Debatten über die Zulässigkeit von Musik oder sexuellen Vorlieben, über Konsum oder Wohnformen haben Akteure in den Demokratisierungsprozess einbezogen, die nicht per se politisch interessiert waren und über die verfassungsmäßigen Institutionen oder politische Kampagnen allein nicht erreicht wurden.

Dass ein »Kommunikationsbewusstsein« (Bernd Weisbrod) sogar über die Produktgestaltung politisch geformt werden konnte, zeigt Paul Betts, der, ähnlich wie Dagmar Herzog auf dem Feld der Sexualität, für das Design die selektive Kontinuität des Nationalsozialismus hervorhebt.¹⁷ Zwar wurde das Bauhaus aus politischen und rassistischen Gründen verdammt, aber modernes Design keineswegs aus dem Kulturhorizont ausgeschlossen, sondern z. T. sogar massenhaft verbreitet. Insofern war die Wiederannäherung an die Weimarer Tradition in der Nachkriegszeit nicht nur auf den depolitisierten Reimport der Bauhaus-Ideen aus den USA zurückzuführen¹⁸, sondern z. T. auch eine Fortführung nationalspezifischer Traditionen – nun allerdings antinationalsozialistisch kodiert. Insofern ist Betts Vorschlag, die Dimensionen der Öffentlichkeit um einen »Subjekt-Objekt-Nexus« zu erweitern, nur zu begrüßen.¹⁹ Gemeint ist die Tatsache, dass Artefakte in der Nachkriegszeit eine neue Sinnstiftungsfunktion erhielten, über Werbung und Marketing einen erheblichen Teil der öffentlichen Kommunikation ausmachten und kollektive Identitäten maßgeblich mitformten. In einer »ikonischen Öffentlichkeit« (S. 259) konnten etwa Bekleidung, Unterhaltungselektronik oder Automobile zu politischen Bedeutungsträgern werden. Doch nicht nur politische Kodierungen machen Dinge, wie etwa den VW Käfer als Ikone der mobilen Wirtschaftswundergesellschaft, zu Kommunikationsmitteln. In der Massenkongsumgesellschaft sind Akte des Kaufens oder des Nichtkaufens Mittel der gesellschaftlichen Teilhabe, mit denen »Konsumbürger« Vorlieben und Abneigungen zum Ausdruck bringen und damit weit in den politischen Raum vordringen.²⁰ Markante

17 Paul Betts, Ästhetik und Öffentlichkeit. Westdeutschland in den 50er Jahren, in: ebd., S. 231–260.

18 Vgl. Paul Betts, Die Bauhaus-Legende. Amerikanisch-Deutsches Joint-Venture des Kalten Krieges, in: Alf Lüdtke/Inge Marbolek/Adelheid von Saldern (Hrsg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 270–290.

19 Vgl. auch Wolfgang Rupperts Konzept der »industriellen Massenkultur«, exemplifiziert am Beispiel »1968« in: Wolfgang Ruppert (Hrsg.), Um 1968. Die Repräsentation der Dinge, Marburg 1998.

20 Michael Wildt, Konsumbürger. Das Politische als Optionsfreiheit und Distinktion, in: Manfred Hettling/Bernd Ullrich (Hrsg.), Bürgertum nach 1945, Hamburg 2005, S. 255–283. Vgl. auch Hartmut Berghoff (Hrsg.), Konsumpolitik. Die Regulierung des privaten Verbrauchs im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999.

Beispiele wären etwa Kaufentscheidungen nach dem Kriterium der Umweltfreundlichkeit, Boykottaktionen gegen Waren aus Chile oder Südafrika, Diebstahl als politisch kodierte Subsistenzwirtschaft in der frühen Kommunenszene. Dieser Sammelband fächert das Spektrum der neueren Ansätze zur Rekonstruktion einer demokratischen Öffentlichkeit in der Bundesrepublik weit auf. Sie sind umso ertragreicher, je konkreter ihre theoretischen Annahmen mit den Wandlungsprozessen der westdeutschen Gesellschaft rückgekoppelt werden.²¹

Dass die komparative Sicht eine genauere Analyse der Verhältnisse in der Bundesrepublik ermöglicht, haben in den vergangenen Jahren eine Reihe von Arbeiten zum Thema »1968« gezeigt. Nicht als erster, aber doch mit einem frischen Blick hat Michael Schmidtke den »Aufbruch der jungen Intelligenz« in der Bundesrepublik und den USA in den »68er Jahren« vergleichend untersucht – gemeint sind die langen 60er Jahre, in denen »1968« vielleicht etwas überpointiert als »Epizentrum« figuriert (S. 11).²² Schmidtke stellt die Frage in den Mittelpunkt, wie die Ideen der *New Left*, die am Dekadenwechsel zu den 60er Jahren in mehreren westlichen Ländern entstanden, über die beiden SDS – den *Students for a Democratic Society* und dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund – in die sozialen Bewegungen und kulturellen Strömungen eingingen, die am Ende der 60er Jahre in beiden Ländern gleichermaßen die jungen Altersgruppen erfassten.²³ Zunächst werden eingehend das intellektuelle Konzept der *New Left* und ihre Niederschläge in den beiden Studentenverbänden untersucht. Enttäuscht von den machtpolitisch etablierten und zum Teil diskreditierten Parteien der alten Linken, wandten sich Vordenker der neuen Linken wie C. Wright Mills oder E. P. Thompson von der Vorstellung ab, die Arbeiterklasse könnte eine gesellschaftliche Umwälzung zustandebringen, sahen das neue Subjekt der Geschichte in der jungen Intelligenz und verabschiedeten das Ideal der politischen Revolution zugunsten einer Revolutionierung des Alltags. Im amerikanischen SDS wurden diese Vorstellungen von Beginn an durchweg positiv aufgenommen, in seinem deutschen Pendant war anfangs die Skepsis groß, nicht zuletzt wegen des noch starken traditionsozialistischen Einflusses. Im zweiten Schritt rekonstruiert Schmidtke die relativ spezifischen »Ideendiffusionen« in den USA auf der einen, der Bundesrepublik auf der anderen Seite, um schließlich die »vergleichbaren« Felder in beiden deutschen Staaten zu untersuchen. Durch diese Anlage geraten Gemeinsamkeiten und Nationalspezifika recht genau in den Blick. Während die Arbeit des amerikanischen SDS von Beginn an stark geprägt war durch bürgerrechtliche Aktivitäten – insbesondere gegen die Rassendiskriminierung im Süden –, die Mobilisierung gegen den Vietnamkrieg und das Aufkommen einer Gegenkultur, die von einem Korsett aus eigenen Wirtschaftsbetrieben, Erziehungsinstitutionen, Undergroundzeitungen u. Ä. getragen wurde, präpariert Schmidtke als deutsche Spezifika die Opposition gegen die Notstandsgesetze, die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und den Versuch heraus, über häufig künstlerisch vermittelte Mechanismen der Provokation die vermeintliche Hermetik der Manipulation zu durchbrechen. Ähnlich

21 Beispielhaft jetzt das Standardwerk von *Christina von Hodenberg*, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973*, Göttingen 2006.

22 Vgl. den frühen Vergleich von *Klaus R. Allerbeck*, *Soziologie radikaler Studentenbewegungen. Eine vergleichende Untersuchung in der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten*, München/Wien 1973; aus der neueren Forschung: *Ingo Juchler*, *Die Studentenbewegungen in den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland der sechziger Jahre. Eine Untersuchung hinsichtlich ihrer Beeinflussung durch Befreiungsbewegungen und -theorien aus der Dritten Welt*, Berlin 1996.

23 Vgl. als alternativen Ansatz Thomas Etzemüllers gesellschaftsgeschichtlich angelegten Vergleich zwischen der Bundesrepublik und Schweden: *Thomas Etzemüller*, *1968 – Ein Riß in der Geschichte? Gesellschaftlicher Umbruch und 68er-Bewegungen in Westdeutschland und Schweden*, Konstanz 2005.

waren hingegen die Versuche, über die Demokratisierung der Hochschulen die Gesellschaft zu verändern, die Entstehung von Frauengruppen und das Selbstbild als Teil eines internationalen Aufbruchs und Bündnispartner der Befreiungsbewegungen in Ländern der »Dritten Welt«. Deutsche Leser profitieren insbesondere von Schmidtkes intensiver Beschäftigung mit den USA, dem der größte Teil seiner umfangreichen Recherchen gewidmet ist. Sehr erhellend ist die Einbeziehung der kulturellen Felder, die durch das in der Forschung häufig verwendete Konzept der »sozialen Bewegungen« nur unzulänglich zu erfassen sind: Theater und Kunst, Musik, »Flipped-Out Weeks« und Kommunen misst der Autor einen wichtigen Stellenwert zu. Vollkommen zu Recht, denn dieser weiche Kitt hielt den gegenkulturellen Alltag zusammen und ist in seiner Bedeutung kaum zu überschätzen – nicht nur, weil die New Left schon in der Gegenwart sozialistische Formen des Zusammenlebens entwickeln wollte, sondern auch, weil zunächst in den USA, dann in Westdeutschland eine breite Gegenkultur entstand – Schmidtkes taxiert ihren Umfang in den USA auf bis zu 5 Millionen, in der Bundesrepublik auf bis zu 500.000 Personen –, die zum Teil mit der Studentenbewegung verbunden war, aber keineswegs in ihr aufging.

Ob allerdings derart umfassende Erscheinungen noch unter der Fragestellung einer »Diffusion« der Ideen von Mills, Thompson u. a. zu begreifen sind, mag man bezweifeln. Methodisch führt Schmidtkes Arbeit insofern weiter, als sie, theoretisch verankert bei Max Weber und Rainer M. Lepsius, »Ideen« im Prozess ihrer Umsetzung und Transformation untersucht und auf diese Weise an die Praktiken der Akteure bindet. Allerdings bleiben die als Ursprungskern angenommenen Ideen der *New Left* stets Bezugspunkt der Analyse, obwohl, wie Schmidtkes vielfach zeigt, sozialkulturelle Entwicklungen wie die Medialisierung oder der Einbruch elektrisch verstärkter Musik auch ohne die angenommene ideelle Anbindung die Dynamik vorantrieben und teilweise steuerten. Mitunter erscheint das hier gebotene reiche empirische Material überdeterminiert durch ein allzu linear gedachtes theoretisches Modell. Auch ein etwas weicherer Gebrauch der Idealtypen »alte Linke« und »neue Linke« hätte Erkenntnisgewinn gebracht, denn die Trennschärfe dieser Begriffe verliert sich spätestens in dem Moment, wenn aus Antiautoritären Maoisten werden, WG-Bewohner der GEW beitreten und der SPD große Massen studentebewegter Jugendlicher zuströmen.²⁴ Immerhin ist dieser Einsicht auch etwas Tröstliches abzugewinnen, denn aus historiografischer Perspektive wäre es ja nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch ein wenig trist, wenn theoretische Modelle restlos aufgingen.

III. POLYVALENZEN DER REFLEXIVEN MODERNE. REAKTIONEN AUF DIE PLURALISIERUNG IN DEN 70ER JAHREN

Während Schmidtkes Vergleichs- und Transfergeschichte ein durchweg positives Bild der Neuen Linken, der Studentenbewegung und Gegenkultur zeichnet, betont Andreas Kühns Studie zu den maoistischen Spaltprodukten von »1968« ihre problematischen Folgewirkungen. Die Frage, wie es sein konnte, dass ein Teil der gegenwärtigen Elite in seiner Jugend linksradikalen Gruppen angehörte, einige Jahre lang Diktatoren bewunderte und sich autoritärsten Verhältnissen unterwarf, beschäftigt immer wieder einmal die Öffentlichkeit, ohne dass man allzu viel darüber weiß. Immerhin liegen für die Bundesrepublik mittlerweile erste Forschungsergebnisse vor, denen Kühn nun eine gewichtige Arbeit hinzufügt, die die »Lebenswelt der K-Gruppen« in den Mittelpunkt stellt.²⁵ Schon Gerd

24 Vgl. etwa Dietmar Süß, Die Enkel auf den Barrikaden. Jungsozialisten in der SPD in den Siebzigerjahren, in: AfS 44 (2004), S. 67–104; Adelheid von Saldern, Markt für Marx. Literaturbetrieb und Lesebewegungen in der Bundesrepublik in den Sechziger- und Siebzigerjahren, in: AfS 44 (2004), S. 149–180.

25 Andreas Kühn, Stalins Enkel, Maos Söhne. Die Lebenswelt der K-Gruppen in der Bundesrepublik der 70er Jahre, Frankfurt/Main etc. 2005.

Koenens Verbindung von retrospektiver Binnensicht und distanzierter Analyse hat ihren besonderen Erkenntniswert aus dem Blick auf den Alltag der Protagonisten gewonnen.²⁶ Hier setzt Kühn an und nimmt sich vor, die verschiedenen Facetten dieses Alltags in den maoistischen Gruppen KPD (AO), KPD/ML und KBW in ihrer Hochzeit zwischen 1970 und 1980 genauer zu untersuchen. Es geht ihm um eine »Rekonstruktion der elitären Lebenswelt« ihrer Mitglieder, bei der »die Frage nach Mentalitäten und Einstellungen, nach kulturellen Prägungen und Fixierungen, nach dem Element des Imaginären im Vordergrund stehen« soll (S. 19). Dieser Ansatz ist überzeugend, denn über die Erforschung von Erfahrungen und Wahrnehmungen der Akteure dürfte den Ursachen dieser scheinbar so abwegigen Orientierung am ehesten auf die Spur zu kommen sein.²⁷

Unter den elf Kapiteln, in denen Kühn die K-Gruppen durchmustert, ragt hinsichtlich der Lebenswelt das etwa 60seitige Kapitel »Das Leben in der Partei« hervor, das eine ganze Reihe aufschlussreicher Einblicke bietet. Hier erfährt man, wie sich die Akteure von der konsumindustriellen Instrumentalisierung der Underground-Kultur absetzten, indem sie die Haare (wieder) kurz trugen, Miniröcke und Schminke ablehnten. Kühn schildert, wie einerseits Arbeitskleidung aufgewertet wurde, andererseits Sakko und Diplomatenkoffer die zwischen Effizienz und Bürokratisierung schillernde Anmutung dieser Gruppen symbolisierten. Verbindende Rituale wie die Übung »Kritik und Selbstkritik«, aber auch Konspiration, die die Gruppen nach außen hin abschottete und nach innen hin zusammenschweißte, ihr Antiintellektualismus, die Distanzierung von den »Randgruppen« als bevorzugtem Subjekt anderer Fraktionen, ihr asketischer Nimbus – dies alles unterstrich das Selbstverständnis als revolutionäre Avantgarde, das diese Subkultur von anderen Nachfolgegruppen der Studentenbewegung unterschied. Dass sie dennoch hin- und hergerissen war zwischen der Herkunft aus der antiautoritären Bewegung und der Entscheidung für den revolutionären Kampf, illustriert Kühns Blick auf die übliche Form des Gemeinschaftswohnens, das mit dem hier zugleich vertretenen Ideal der heterosexuellen Zweierbeziehung zumindest teilweise kollidierte. Wie sehr die Politik der maoistischen Avantgarde im Verhältnis zum gesamtgesellschaftlichen Wertewandel antizyklisch optierte, zeigt sich auch auf einem anderen Gebiet. Während Soziologen sich mit den Folgen der »Freizeitgesellschaft« beschäftigten und die Altersgenossen der jungen Maoisten ihre wachsenden zeitlichen Spielräume auch mit Muße und unpolitischen Vergnügungen verbrachten, reglementierten die K-Gruppen das Zeitbudget ihrer Mitglieder erheblich. Tages- und Wochenendfreizeit wurde mit politischer Aktivität gefüllt – so jedenfalls das Ideal –, Urlaub musste genehmigt werden, durfte nicht mehr als drei Wochen umfassen und sollte am liebsten durch irgendeine Art von politischem Sinn veredelt werden. Aufschlussreich ist hier etwa Kühns Darstellung der Aktivitäten eines Reisebüros der KPD/ML, die im Wesentlichen nach Albanien führten.

Weiterhin werden »Ideologie und Indoktrinierung«, Agitation, Haltung zur Gewalt, die Beziehungen zu anderen linksradikalen Gruppierungen etc. behandelt – darunter viele bisher wenig beachtete Teilbereiche wie etwa die gesamtdeutsche Politik von KPD und KPD/ML. Dabei verschiebt sich allerdings unter der Hand der Untersuchungsschwerpunkt von der Lebenswelt auf ideologische, politische und organisatorische Aspekte. Zum Teil wird diese Unschärfe durch das Quellenmaterial präformiert, das vor allem aus der

26 *Gerd Koenen*, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001.

27 Das demonstriert auch die informative Arbeit von Michael Steffen über den Hamburger KB, die lebensweltliche Aspekte leider nicht explizit thematisiert, sondern durch die politikgeschichtliche Brille lediglich dann einige Einblicke in private Dimensionen ermöglicht, wenn es zu politischen Konflikten kommt – etwa im Falle der Geschlechterfrage: *Michael Steffen*, Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991, Berlin etc. 2002.

maoistischen Publizistik besteht und lebensweltlichen Fragen im Ansatz abweisend gegenübersteht. Eine Rekonstruktion innerer Konflikte durch stärkere Einbeziehung lebensgeschichtlicher Interviews und ungedruckten Materials könnte wohl auch eher Aufschluss über Anziehungskraft und Zerfall der maoistischen Gruppen geben als die von Kühn gewählte Totalitarismuskonzeption, die wenig erklärt. Beispiel Religion: Sicherlich ist es interessant, etwas über religionspolitische Positionen der maoistischen Gruppen zu erfahren, aber es wäre noch interessanter, diese Statements mit Haltungen der Mitgliedschaft zu korrelieren: religiöser Hintergrund der Elternhäuser, Mitgliedschaften in Kirchen und kirchlichen Gruppen, Kommunion/Konfirmation, glaubensbezogene Konflikte in der Familie, Kirchenaustritte etc. Ein genauere Blick auf Einstellungen und Praktiken der Akteure hätte Hinweise geben können, inwieweit der Säkularisierungstrend, der die ganze Gesellschaft und insbesondere die jungen Altersgruppen erfasste, hier einen besonders zuge-spitzten Ausdruck fand. Dass Kühn in den publizierten Äußerungen zu Religion lediglich eine Parallele zur Religionskritik des Nationalsozialismus (S. 230) sieht, hinterlässt den Leser etwas ratlos.

Die künftige Forschung wird sich noch stärker auf die Akteure einlassen müssen, um ihre Motive, Handlungen und Lebenswelten erfassen zu können. Andreas Kühn hat die Richtung angezeigt, in die es gehen muss, und erste Schneisen geschlagen. Wenn man die jungen Maoisten weniger als totalitäre Outsider sieht, sondern als Teil einer ausdifferenzierten, von sozialer Dynamik, abgebremster Reformeuphorie und politischer Konfrontation geprägten Gesellschaft, wird man besser verstehen können, wie ihre Bünde insbesondere für soziale Aufsteiger zu »bizarre[n] Talentschuppen« (S. 291) werden konnten.

Tief hinein in die kulturgeschichtlichen Kontexte ihrer Zeit, der 70er Jahre, lotet ein Compendium, das Werner Faulstich herausgegeben hat.²⁸ Es handelt sich um den dritten Band einer Reihe, die in Aufsatzform die vielfältigsten Facetten der Kulturgeschichte der Bundesrepublik nach dem Dekadenschema sichtet – inzwischen ist man bei den 80er Jahren angelangt.²⁹ Dieses Konzept hat für den Leser den Vorteil, zeitlich fokussiert einen Überblick über den Stand der Forschung zu insbesondere medialen Teilaspekten wie Fernsehen, Radio oder Werbung zu erhalten. So liefert auch der hier anzuzeigende Band über die 70er Jahre ein Kaleidoskop kultureller Felder und Genres, das zwischen Medien und Musik, Literatur und Sport schillert, wenn auch die Absicht, die westdeutsche Kultur »vollständig« (S. 7) abzuhandeln, natürlich nicht erreicht werden kann. Auffällig ist die Diskrepanz zwischen Beiträgen, die hervorragend durchgeforscht sind und ersten Annäherungen, die nicht in jedem Fall den neuesten Forschungsstand wiedergeben. Wie das hier vorgelegte Material zu interpretieren sei, bleibt im Wesentlichen dem Leser überlassen. Sicherlich ist der Eindruck des Herausgebers von einer »postmodernen« Diffusion zutreffend, doch Klagen über einen allgemeinen »Werterelativismus« (S. 13) oder die Dominanz der Wirtschaft, pauschale Aussagen wie »alles lief auseinander, und der gesellschaftliche Wertekonsens war dahin« (S. 14) überziehen einseitig bestimmte Folgen von materiellem Wohlstand, politischem Umbruch und Wertewandel. Die Aufsätze selbst bieten häufig ein differenzierteres Bild.

Wie sich Kontinuität und Wandel der Lebensstile und der Kultur zueinander verhielten, lässt sich exemplarisch aus den Kapiteln schließen, die sich mit Religion und Kinderkultur befassen. Gerhard Ringshausen skizziert in seinem Beitrag über die Veränderung der Religiosität in den 70er Jahren nicht nur die Folgen des Säkularisierungsschubs für die großen Religionsgemeinschaften, sondern widmet sich besonders den neuen Formen von Religiosität, die sich als Folge der in den 60er Jahren aufgekommenen *new sensibility*

28 Werner Faulstich (Hrsg.), Die Kultur der 70er Jahre, München 2004.

29 Ders. (Hrsg.), Die Kultur der 80er Jahre, München 2005.

unter Jugendlichen herausbildeten.³⁰ In den frühen 70er Jahren hatten die Kirchen nicht nur unter Mitgliederschwund zu leiden, sondern auch unter zunehmenden internen Konflikten.³¹ Vom »Marsch durch die Institutionen«, den Rudi Dutschke angekündigt hatte, blieben auch sie nicht verschont. Mehr noch aber gewannen gemäßigte liberale und linke Strömungen an Gewicht, die sich für soziale Belange oder Hilfsmaßnahmen für die »Dritte Welt« einsetzten. Diese innere »Polarisierung des Kirchenbildes« (S. 24) reflektierte den Wertewandel in der ganzen Gesellschaft, dem sich die Kirchenleitungen durchaus öffneten. »Tendenzen einer neuen Konfessionalisierung« (S. 27) sieht Ringshausen im Engagement kirchlicher Gruppen in den neuen sozialen Bewegungen am Ende der 70er Jahre, die aber die Erosion der Kirchen nicht aufhalten konnten. Dass die Entkirchlichung dennoch nicht mit allgemeinem Werterelativismus gleichzusetzen ist, noch nicht einmal automatisch mit Säkularisierung, zeigt das Aufkommen zahlreicher religiöser Jugendsekten seit den frühen 70er Jahren. Zu Recht verweist Ringshausen auf das in vielen Gruppen der *counterculture* zu beobachtende »irrationalistische Grundgefühl« (S. 30). Die offen religiöse Komponente dieser zum Teil dezidiert antirationalen Seite der Gegenkultur zeigte sich an der Begeisterung für indische Gurus, am Erfolg des Musicals *Jesus Christ Superstar*, dem Aufkommen der »Jesus People« und der »Kinder Gottes« seit 1971. Als Kristallisationen einer »nachchristliche[n] Psycho-Welle der Weisheit« (S. 34) deutet Ringshausen auch die weite Verbreitung fernöstlicher Lehren und Symbole wie Räucherstäbchen, Yoga, Yin und Yang. Eine dezidiert antichristliche Stoßrichtung erhielt die irrationale Strömung mit dem Wiederaufleben des Okkultismus und des *New Age*.

Dass der Liberalisierungsschub der 60er Jahre keineswegs »anything goes« bedeutete, lässt sich am Beispiel der Kinderkultur studieren, die Hans Dieter Kübler behandelt.³² Dieses Thema befindet sich im Kernbereich des Wertewandels, denn seit den mittleren 60er Jahren schon wollten die Bundesbürger ihre Kinder immer mehr zu Freiheit und Selbstständigkeit erziehen, weniger zur Unterordnung. 1973 im »Kursbuch« erwähnt, deutete der Begriff »Kinderkultur« darauf hin, dass sich alternative pädagogische und mediale Initiativen, die etwa in der Kinderladenbewegung sichtbar geworden waren, zu einem eigenständigen kulturellen Sektor verdichteten. Dabei ging man davon aus, dass Kinder einerseits bewusster als zuvor erzogen werden sollten, andererseits aber sich als freie Individuen zu entwickeln hatten. Das Fernsehen reagierte darauf seit den frühen 70er Jahren mit einer ganzen Reihe von Kindersendungen, die auf Erziehung zur Selbstständigkeit abzielten – die bekannteste war »Sesamstraße«, ausgestrahlt ab Anfang 1973. Wie diese Serie spielten auch die Bücher der gleichzeitig aufkommenden jungen Kinderbuchautoren wie Christine Nöstlinger, Peter Härtling oder Leonie Ossowski nicht mehr in künstlichen Phantasiewelten, sondern operierten dicht an der Wirklichkeit – nicht zuletzt mit der Absicht, zur Veränderung dieser Wirklichkeit zu ermuntern. In seinem informativen Aufsatz problematisiert Kübler, dass diese Art der Literatur zwar hochgelobt und mit Preisen bedacht wurde, aber jenseits dieser »Aufmerksamkeitsnische« die »überkommene Dualität zwischen ambitionierter Kinderliteratur und populären Kindermedien« (S. 72) sich weiter verstärkte. Als Beispiel für die zunehmende Medialisierung werden Kinderzeitschriften wie »Bussi Bär« (aber auch das Begleitmagazin zur Fernsehserie »Sesamstraße«) oder der Boom bespielter Tonbandkassetten à la Benjamin Blümchen und Bibi Blocksberg angeführt. Mag sein, dass diese Art standardisierter Kinderkultur mehr

30 Gerhard Ringshausen, Religion in den siebziger Jahren: Sehnsüchte, Engagement und Desinteresse, in: *Faulstich* (Hrsg.), Kultur der 70er Jahre, S. 19–36.

31 Vgl. auch Benjamin Ziemann, Zwischen sozialer Bewegung und Dienstleistung am Individuum. Katholiken und katholische Kirche im therapeutischen Jahrzehnt, in: *AfS* 44 (2004), S. 357–394.

32 Hans Dieter Kübler, Die eigene Welt der Kinder. Zur Entstehung von Kinderkultur und Kindermedien in den siebziger Jahren, in: ebd., S. 65–80.

Abnehmer fand als gehobene Kinderliteratur. Doch gerade in den 70er Jahren fällt auf, wie stark auch der Massenmarkt noch beeinflusst war von den emanzipatorischen Impulsen des Wertewandels. Die Tatsache, dass Programme wie »Sesamstraße« Millionen von Vorschulkindern erreichten, war ein enormer Fortschritt gegenüber den 60er Jahren. Eine Dualität hat es sicherlich gegeben, aber wie auf anderen Feldern auch blieb Kinderkultur als Massenkultur keineswegs unbeeinflusst vom Zeitgeist.

Über diese erhellenden Beiträge hinaus hat der Band viel zu bieten: von Jürgen Wilkes profundem Überblick zu den Entwicklungen bei der Tagespresse über Klaus Werneckes Vignette zu den »Freien Radios« als Versuchen der Gegenkultur, auch auf dem Rundfunkssektor das Monopol von Staat und Wirtschaft zu brechen, bis hin zu Walter Ukas instruktivem Abriss zur Geschichte des deutschen Films. Trotz des zwiespältigen Gesamteindrucks Gründe genug, zu diesem Band zu greifen, wenn man sich einen Überblick zur Kultur der 70er Jahre verschaffen will.

IV. FAZIT

Aus dem historischen Abstand schält sich deutlicher heraus, dass der in Anlehnung an amerikanische Analysen zeitgenössisch vielbeklagte »Privatismus«³³ nur sehr begrenzt die Realität der Bundesrepublik in den 50er und 60er Jahren widerspiegelte. Vielmehr zeigt sich, dass neuartige Strömungen und kulturelle Felder entstanden, die mit dem herkömmlichen Schema politischer Partizipation – Menschen schließen sich in Parteien und Verbänden zusammen, um ihre Ansichten zu artikulieren und im parlamentarisch-repräsentativen Rahmen zu verbindlichen Normen zu erheben – nicht zu erfassen sind. Vielmehr brachen »privatistische Bewegungen«³⁴ dieses starre Schema von unten her auf, nutzten die neuartigen Artikulationsmöglichkeiten der sprunghaft erweiterten Öffentlichkeit und implantierten so der Gesellschaft ein weniger »formalisiertes« und stärker »informalisiertes« (Norbert Elias) System von politischen und kulturellen Normen. Ein wesentlicher Mechanismus, der zu dem grundlegenden Wandel im Selbstverständnis der Westdeutschen führte, war die kontroverse Thematisierung privater Lebensverhältnisse und Alltagsprobleme unter demokratischen Vorzeichen.³⁵ Zum Verständnis gesellschaftlicher Transformationen ist es unabdingbar, den Wandel »unpolitischer« Felder zu explorieren und auf Politisierungseffekte hin zu untersuchen. Dabei sollte nicht *per se* eine Politisierung des Alltags unterstellt, sondern offen nach dem Verhältnis von »Privatem« und »Politischem« gefragt werden. Dass Themen der privaten Lebensführung öffentlich kommuniziert wurden, war ein zentrales Merkmal der Demokratisierung, aber von ebenso starker politischer Bedeutung war auch, dass der private Bereich – anders als in diktatorischen Regimes – vor dem Zugriff der Politik geschützt werden konnte. Gerade weil sich die öffentliche Meinung zum erwünschten Stand dieses Spannungsverhältnisses ständig verschob, bietet sich hier ein hervorragender Ansatzpunkt für die künftige Forschung.

33 David Riesman, *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*, New Haven 1950.

34 Helmut Kentler, »Subkulturen« von Jugendlichen, in: *Deutsche Jugend* 12 (1964), S. 403–412, hier: S. 409.

35 Dazu schon früh erhellend die Diskussion aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive, exemplarisch: Karin Hausen, *Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen*, in: *Dies./Heide Wunder* (Hrsg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/Main 1992, S. 81–88 u. 99–118; Monika Bernold/Andrea Ellmeier, *Konsum, Politik und Geschlecht. Zur »Feminisierung« von Öffentlichkeit als Strategie und Paradox*, in: *Hannes Siegrist/Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka* (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums* (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt/Main/New York 1997, S. 441–466.